Reisen ins Paradies? : Auswirkungen des Tourismus auf traditionelle Kulturen in Polynesien

Autor(en): **Fischer, H. / Schorer, Michael**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Geographische Mitteilungen : Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Bern und Jahresbericht des Geographischen Institutes der Universität Bern**

Band (Jahr): **- (1983)**

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-321097

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

kommt dem Wald eine wichtige Schutzfunktion zu. Schon im Mittelalter begann die Entwaldung vieler Hänge, um Alpland oder Brennholz zu gewinnen. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bemüht man sich wieder, durch Präventivmassnahmen Schäden zu verhindern. Dabei ist es landschaftsschonender und billiger, aufgelöste und labile Schutzwälder rechtzeitig zu sanieren, als nach erfolgtem Schadenereignis teure Schutzbauten erstellen zu müssen.
Damit ein Wald seine Schutzfunktion erfüllen kann, muss er günstig strukturiert sein (z. B. die richtige Alterszusammensetzung aufweisen). Die dazu notwendige Pflege fehlt aber in vielen Fällen. Da die Ausdehnung der derart «geschwächten» Waldpartien im Berner Oberland grosse Flächen umfasst, ist man aus technischen und finanziellen Gründen gezwungen, Sanierungsmassnahmen auf die am meisten gefährdeten Areale zu beschränken. Das Geographische Institut der Universität Bern erhielt daher den Auftrag, Gefahrenpotentiale aufzusuchen und eine Prioritätenliste aufzustellen. Dabei wurde in vier Schritten vorgegangen:

1. Überblicksbegehung im Feld
2. Gefahrenkartierung aufgrund von Interpretationen von Stereo-Luftbildern unter Verwendung von präzise definierten Kriterien
3. Gezielte Feldkontrollen und Befragungen Ortskundiger
4. Redaktion der Gefahrenkarte, die vier Gefahrenarten in den Evidenzstufen «erwiesen» und «potentiell» ausscheidet: Sturzgefahren, Rutschgefahren, Wildbachgefahren und Lawinengefahren.

Auf diese Weise mussten allerdings sehr viele Gebiete in die Prioritätenliste aufgenommen werden. Daher wird eine Verfeinerung in der Beurteilung der Gefahrenpotentiale vorgenommen: Mit dem Gefahren-Risiko-Potential wird zusätzlich die Bedrohung von Leben und Sachwerten (Häuser, Strassen usw.) berücksichtigt.
Angestrebt wird letztlich nicht eine maximal wünschbare, sondern eine minimal notwendige Sanierung, welche in unserem dichtbesiedelten und touristisch stark frequentierten Berggebiet eine Infrastrukturaufgabe ist.

Kurzreferat am Mitteilungsabend

Ein alter Schmied zeigt noch einmal, wie er bis vor einigen Jahren «Eisen kochte»

Dr. h.c. René Gardi, Bern

In seiner unnachahmlichen Art erzählte René Gardi, wie er noch einmal einen alten Schmied in Kamerun dazu brachte ihm zu zeigen, wie man in einem sehr kleinen, dem Afrikareisenden noch nicht bekannten Oftentyp Eisen herstellt.
Seinen ersten Kontakt mit «Eisenkochern» hatte René Gardi 1952. Seither ist das Eisenkochen eine aussterbende Kunst geworden. Zwar gibt es noch überall Schmiede, aber die meisten von ihnen machen kein Eisen mehr. Nur in der Elfenbeinküste wird heute noch von einem Stamm Eisen produziert, und die Produzenten sind überzeugt, dass es qualitativ besser sei als das Alteisen aus Fässern und Autos. Anlässlich der Aufnahmen für einen Film vor einigen Jahren musste der Ofen erst auf Bestellung hergestellt werden. Dabei konnte man feststellen, dass trotz 20 Jahren protestantischer Mission die alten Opferbräuche noch bekannt waren; man wusste auch noch, wie die Orakel manipuliert werden können! Die Schmiede sind immer auch Magier und daher geachtete Leute.
Vor einigen Jahren nun kam René Gardi durch Zufall in den Besitz eines Eisenklumpens, von dem er nicht sagen konnte, woher er kam. Auf komplizierte Art und Weise konnte die Schmiedefamilie ausfindig gemacht werden. Nach mehreren Anläufen und Verirrungen gelang es ihm im Oktober 1983, die Leute für eine Demonstration zu gewinnen. Der verwendete Ofentyp ist sehr klein, nur etwa einen halben Meter hoch. Neu war, dass die Frau das Roherz wäscht, das ungewaschen (d.h. mit viel «taubem» Gestein belastet) aus den Bergen herantransportiert wird.
Die Eisenherstellung erfolgt (vereinfacht) etwa so: Zuerst wird der Ofen auf ganz bestimmte Art und Weise vorgewärmt; später werden dann zwei Blasbälge eingemauert, die von zwei Leuten gleichzeitig mit Rhythmuswechseln bedient werden. Nach zirka zwei Stunden wird das Eisen blitzartig herausgenommen. Opferbräuche konnten keine beobachtet werden; dennoch wurden sie sehr wohl dargebracht, allerdings aber in nächtlicher Verborgenheit. Auch dieser Ofen bildete das Zentrum einer magischen Zone, zu der nur bestimmte Personen Zutritt hatten: Die alten Traditionen und Bräuche sind in Kamerun noch nicht vergessen. *Michael Schorer*

Reisen ins Paradies? – Auswirkungen des Tourismus auf traditionelle Kulturen in Polynesien

Prof. H. Fischer, Universität Hamburg, 21.2.1984

Die Tourismusforschung war bisher vorwiegend ein Bereich der Geographie, der Wirtschaftsgeographie und der Wirtschaftswissenschaften, somit also überwiegend ökonomisch ausgerichtet. Für die Ethnologie war Tourismus bisher kein Gegenstand der Forschung – auch nicht in Ländern der Dritten Welt. Seit jedoch eine deutliche Ernüchterung über den Tourismus als mögliche Form der «Entwicklungshilfe» eingetreten ist und die Gefahren von Auswirkungen in den sozialen und kulturellen Bereich gesehen werden, sind zunehmend Ethnologen «zuständig». Die Frage nach den «soziokulturellen Folgen» des Tourismus in Entwicklungsländern ist aber eine einseitige Betrachtungsweise: Nicht nur die Folgen, sondern auch die Ursachen und Voraussetzungen müssen berücksichtigt werden. Daher gehören nicht nur die Zielländer des Tourismus in die Betrachtung, sondern ebenso die Ausgangsländer. Bei dieser Berücksichtigung beider Seiten wird auch die Frage nach der «Völkerverständigung durch Tourismus» sinnvoller, die bis heute als Behauptung häufig wohl nur Ausrede von einseitigen Befürwortern gewesen ist.

Samoa als Untersuchungsraum

Nach ersten Erfahrungen aus langjährigen Forschungen in Neuguinea seit 1958, nach Vorstudien in Samoa, Tonga und Neuseeland, führte der Referent 1981 eine halbjährige Feldstudie in West-Samoa durch. Vergleichende Beobachtungen in anderen Gebieten Polynesiens, Mikronesiens und Melanesiens schlossen sich an. West-Samoa wurde als spezielles Untersuchungsgebiet aus mehreren Gründen ausgewählt: Erstens gibt es hier seit hundert Jahren Touristen, aber keinen Massentourismus. Zweitens ist die einheimische Kultur relativ gut erhalten und eben diese Kultur ist das Ziel der Reisenden («Kulturtourismus»). Dann hat Samoa (im Gegensatz et-

wa zu Fiji) eine einheitliche Kultur und West-Samoa ist seit über zwanzig Jahren ein selbständiger Staat. Schliesslich spielte die reiche Literatur und die lange historische Beziehung zu Deutschland (Samoa war deutsche Kolonie zwischen 1900 und 1914) eine Rolle. Untersucht wurden (vorwiegend deutschsprachige) Touristen und Samoaner in «Teilnehmender Beobachtung» und durch halbstrukturierte Intensiv-Interviews. Eine grosse Bedeutung hatten aber auch die Planungen, Beschlüsse, Vorschläge und Zeitungsberichte von samoanischer Seite.

Die übersehene Realität

Der mit Abstand wichtigste Anlass für Touristen in die Südsee (und speziell nach Samoa) zu reisen, ist der «Südsee-Traum», die Paradies-Vorstellung von Polynesien (unverdorbene Landschaften mit unverdorbenen Menschen und blumenbekränzten Südsee-Mädchen). Der Ursprung dieser Vorstellungen der Europäer liegt im 18. Jahrhundert und wurde vor allem durch die Reisen Captain Cooks und das Tahiti-Bild jener Zeit geprägt. Das Interesse an Polynesien hat denn auch nichts mit dem «Bangkok-Tourismus» zu tun; wichtig ist die Bestätigung des vorgefertigten Idealbildes. Dieser Südsee-Traum ist das Gegenbild zu den Problemen westlicher Industriegesellschaften. Mit der Wirklichkeit hat er wenig zu tun. Wichtiger scheint dagegen seine Funktion als Flucht oder Ausweichen zu sein. Die Vorkenntnisse der Reisenden waren (angesichts der hohen Reisekosten) erschreckend gering bis überhaupt nicht vorhanden. Der Traum wird durch die Reise nicht widerlegt, weil Kontakte und Erfahrungen dafür nicht ausreichen. Der Tourist *will* das bescheidene einheimische Essen, die harte Feldarbeit, die tiefe christliche Gläubigkeit, die «westliche» Kleidung und das Vorhandensein nicht-polynesischer Volksgruppen nicht zur Kenntnis nehmen. Die unbegründet positiven Einstellungen zu Polynesien bleiben daher bestehen. Von einer «Völkerverständigung» durch Verstehen und Verständnis kann aber keine Rede sein.

Geld steht im Vordergrund

Auf samoanischer Seite wurde schon seit Jahrzehnten eine intensive Diskussion um die Wünschbarkeit des Tourismus geführt. Die Erfahrungen der Nachbargebiete Hawaii, Tahiti und Fiji sind ein warnendes Beispiel. Dennoch zeigt es sich deutlich, dass «die Samoaner» keine einheitliche Gruppe sind. Es sind die Gebildeten, die Reichen, die Oberschicht, die den Tourismus als schädlich für die eigene Kultur betrachten. Gerade diese Schicht aber lebt in der Stadt und hat eben diese Kultur weitgehend aufgegeben. Eher sind es die ärmeren Leute und die Dorfbewohner, die eine Ausweitung des Tourismus fordern. Und das aus rein ökonomischen Gründen. Das bedeutet nicht, dass Touristen geschätzt würden. Man schätzt eigentlich nur den Nutzen an ihnen und gibt Gruppenreisenden den Individualtouristen gegenüber den Vorzug, da diese weniger lang bleiben und mehr Geld liegenlassen. Besonders störend empfinden die Samoaner nackte Oberschenkel, Frauen in Hosen und Männer mit langen Haaren und Bärten. Auch auf dieser Seite ist also kaum die Bereitschaft zur «Völkerverständigung» vorhanden.

Auf dem Weg zur Einheitskultur

Zunehmend wird die polynesische Kultur organisiert vor- und aufgeführt und für die Werbung genutzt. Dabei wird die Vielfalt auf wenige symbolische Elemente (wie «Hula» und «Tiki») reduziert, die dann auch über ganz unterschiedliche polynesische Gebiete ausgebreitet werden. Diese Versimplung und Verkäuflichkeit polynesischer Kultur ist aber sicher nicht das Ergebnis ausschliesslich des Tourismus. Dessen Folgen sind auch in anderen Bereichen empirisch kaum von den Auswirkungen anderer Faktoren zu trennen, die sicherlich viel bedeutender waren und sind. Nach der Missionierung, den Kolonialmächten und dem Handel sind es heute neben den Medien wie Radio, Kino und Fernsehen vor allem die Schulbildung und damit verbunden die starke Migration von Polynesiern nach Neuseeland und in die USA und zurück. Der Tourismus ist nur ein kleiner Teil viel komplexerer und mächtigerer Einflüsse in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Teil allerdings, dem man in den letzten Jahren gerne allein die Schuld an negativen Entwicklungen zuschiebt. Dennoch: Der Wille der einheimischen Politiker ist vorhanden, eine hundertfache Wiederholung von Waikiki-Beach zu verhindern.

Michael Schorer

Zur Bedeutung des Grundeigentums für die ländliche Entwicklung in Drittweltländern

Dr. R. Gerster, Mitarbeiter HELVETAS, Zürich, 6.3.1984

Für eine hochindustrialisierte Gesellschaft wie die unsrige ist die Verteilung des Eigentums an Grund und Boden nicht mehr von primärer Bedeutung. In den Drittweltländern hingegen, wo ein Grossteil der Bevölkerung von der Landwirtschaft lebt, ist diese von zentraler Bedeutung. In diesen Ländern ist aber das Grundeigentum in der Regel einseitiger verteilt als in den westlichen Industrienationen. So verfügen z.B. in den USA 7% der Bauern über 27% der landwirtschaftlichen Fläche; in Lateinamerika dagegen besitzen die 7% grössten Landeigentümer 93% der Fläche (Stand Mitte der 70er Jahre; die jeweiligen Werte sind von der verwendeten Definition abhängig!). In Lateinamerika findet man denn auch die höchste Konzentration an Landbesitz; mittlere Konzentrationen sind in Nordafrika, Süd- und Südostasien die Regel, während in Schwarzafrika, aufgrund der traditionellen Strukturen (Kollektivbewirtschaftung), im allgemeinen geringe Konzentrationen der Bodenbesitzverhältnisse vorherrschen. Allerdings ist heute auch dort ein Umbildungsprozess im Gange.

Die Vorteile des Kleinbesitzes überwiegen

In einer agrarischen Gesellschaft bedeutet Verfügbarkeit über Land auch Zugang zu Macht und Ansehen. Dabei bedeutet Verfügbarkeit nicht unbedingt nur Privatbesitz; damit kann auch staatliche Kontrolle gemeint sein. Über diesen Zusammenhang sind sich eigentlich alle Regierungen einig; trotzdem hat die FAO feststellen müssen, dass die meisten grossen Worte zum Thema «Landreform» auf dem Papier bleiben. Der Grund ist einfach: Die Umverteilung des Bodens bedeutet eben auch die Umverteilung der Macht. Damit legitimieren sich ja auch revolutionäre Bewegungen (z.B. in China und Kuba). Andererseits wollte man durch Landreformen Revolutionen verhindern: Die sehr erfolgreichen Reformen in Südkorea und Taiwan wurden durch die USA finanziert und hatten politische Gründe.
Landreformen sind aber nicht alleine Sache des politischen Kalküls, es gibt auch handfeste entwicklungspolitische Vorteile des Kleinbesitzes: